

Wöchentlich erscheinend drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 24); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Kemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 154.

Berlin, Freitag den 23. Dezember

1836.

Persien.

Ein Blick auf Persiens jetzigen Zustand.

Aus dem Schreiben eines Engländers *).

Teheran, den 20 August 1836.

Vor wenigen Tagen sah ich die Truppen des Schah's (denen Se. Majestät selbst folgte) aus ihrem Lager bei Firauksu, etwa 20 Meilen östlich von der Hauptstadt, sich in Bewegung setzen. Wie man sagt, werden sie einen Theil der Heeresmacht bilden, die gegen Herat bestimmt ist.

Es ist allgemein bekannt, welchen wesentlichen Antheil England daran gehabt hat, daß nach dem Tode Feth Ali Schah's dessen Enkel, der jetzige König, den Thron von Persien bestieg. Die Polygamie schwächt hier das Recht der Erstgeburt in solchem Grade, daß nach dem Tode eines Königs immer Kämpfe um die Krone entstehen. Derjenige, welcher die stärkere Partei auf seiner Seite hat, wird von der Nation als rechtmäßiger Fürst anerkannt. Der neue König schien seine Verbindlichkeit gegen England anfänglich lebhaft zu fühlen; und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn man seit der Zeit etwas zu großes Vertrauen auf seine freundschaftliche Gesinnung gesetzt hat. Die Treulosigkeit und Undankbarkeit, welche dem Persier angeboren scheinen, sind nicht genug in Anschlag gebracht worden: schon die ersten bedeutenden Schritte des jetzigen Königs zeugen nicht bloß von gänzlicher Nichtbeachtung der Interessen Englands, sondern auch von verächtlicher Unloyalität in der Handhabung seiner eigenen Angelegenheiten.

Erwägen wir die schreckliche finanzielle Zerrüttung Persiens, die im ganzen Lande vorherrschende Armuth und Erschöpfung, den Zustand der Unruhe und Unsicherheit in vielen Provinzen, und die Zucht und Zügellosigkeit des Pöbels, der hier das königliche Heer heißt, so wird es uns klar, daß der regierende Monarch, hätte er auch nur einen Grad staatsmännischer Klugheit, vor Allem dahin gestrebt haben würde, seinem Lande eine Zeitlang den Frieden zu erhalten und das freundschaftliche Bündniß mit England, als derjenigen Macht, die ihn zum Throne verholpen, immer fester zu knüpfen.

Statt dessen unternimmt er, nichtige Gründe vorschlagend, einen Feldzug gegen einen Staat, der wohl fünfzig Tagereisen von dem Punkte, wo die Armee aufbrach, entlegen ist. Diese Truppen, größtentheils rohe Bauern, hat man aus allen Ecken des Reiches zusammengedrückt. Selbst die noch kürzlich rebellischen Kurden-Stämme sind gezwungen worden, sich anzuschließen.

Die ganze sogenannte Heeresmacht soll nicht stärker seyn, als 20,000 Mann. Das Persische Land, seit Jahrhunderten verödet und entvölkert, kann die kriegerischen Schaaeren, die es selber befaßt, nicht wehr ins Feld stellen; und selbst die erwähnte geringe Zahl ist für die Hülfquellen der jetzigen Regierung noch viel zu bedeutend. Schon vor ihrem Ausbruche von Firauksu waren die Truppen, obgleich den Korn-Distrikten nahe, mit ihren Nationen acht Tage im Rückstand; wie wird es ihnen erst gehen, wenn sie die Berge und Wüsten Chorassan's im Rücken haben! Der Schah enthielt zur Zeit ihres Abmarsches etwa funfzehnhundert Pfund Sterling!

Thatsachen dieser Art könnten in Europa unglücklich scheinen; und doch hat sich der König steif und fest vorgenommen, einen langwierigen Feldzug zu unternehmen; die Armee führt mitten in einem Persischen Sommer Maschinen mit sich, die unmittelbar vor dem Abmarsche angefertigt wurden, um den Schnee vor dem schweren Geschütze wegzuschaffen. Man sagt, der Premier-Minister, Hadshi Mirsa Agassi, die einzige Person, welche dem Schah Rath geben darf, habe ihn zu diesem unsinnigen Kriege bewogen. Hadshi Mirsa ist, wie sein Herr, den Lehren der mystischen Sekte der Sufi zugethan, sonst aber ein sittenloser Mensch und unterschämt in seinen Ausdrücken. Der Minister des Auswärtigen, Mirsa Masud, ist in Aderbidschan geboren und hat seine diplomatische Laufbahn in Rußland begonnen.

In einer solchen Krisis muß die Anwesenheit des Britischen Gesandten außerordentlich wünschenswerth seyn. Man darf hoffen, daß dieser keine Zeit verlieren werde, um von dem Schah mit Bestimmtheit

* Es rührt dieses Schreiben augenscheinlich von einem unzufriedenen Britischen Offizier her, der es dem jungen Schah nicht verzeihen kann, daß er nicht so viele Vorliebe für die Engländer, als sein verstorbenen Vater, der Prinz Abbas Mirsa, besaß. Nach einigen Zeitungen hatte der Britische Gesandte, Herr Ellis, der bereits wieder aus Persien zurückgekehrt ist, die Versicherung ertheilt, daß Englands Einfluß beim Hofe von Teheran unvermindert sey; die Londoner Oppositionsblätter behaupten jedoch, daß Rußlands Macht über jeden anderen Einfluß in Persien den Sieg davongetragen habe. Der gegenwärtige Brief ist unstreitig im Geiste dieser Behauptung abgefaßt.

zu erfahren, nach welchen Prinzipien er zu handeln gedenkt. Da man weiß, daß der Britische Gesandte ein talentvoller und mit Persien wohl bekannter Mann ist, so fürchten die vorhin erwähnten zwei Minister, er werde so vielen Einfluß beim Könige gewinnen, daß er ihn wohl zu anderen Maßregeln bestimmen dürfte. In diesem Augenblicke ist jedoch wenig Aussicht, daß der Schah einem Engländ. der sein Vertrauen schenken werde, bevor er durch Unglück weise gemacht ist.

Vor einiger Zeit kehrte ein Britischer Stabs-Offizier *), der die beste Zeit seines Lebens dem Persischen Dienste gewidmet und in Persien verdiente Popularität erlangt hat, in dieses Land zurück. Dieser Offizier hatte nicht nur dazu mitgewirkt, daß Seine Majestät eine Majestät gerettet. Damals ging der Schah so weit, ihm zu versprechen, daß er immer seine Heere befehligen solle.

Die Ausnahme, die dieser Offizier nach kurzer Abwesenheit bei seiner Rückkehr fand, war sehr zweideutig und wußte schlecht zu den früheren pomphaften Versprechungen. Als er in energischem, doch ehrerbietigem Ton eine bestimmte Antwort auf sein erneutes Dienst-Angebot verlangte, übertrug man ihm endlich in pomphaften Ausdrücken den titulären Oberbefehl des „disziplinierten Corps“ — ich sage den titulären, weil fast alle subalterne Befehlshaber offen und ohne Scheu seiner Autorität sich widersetzen — und doch konnte diese Thatsache dem Schah sowohl als dem Premier-Minister nicht unbekannt bleiben. Was den Letzteren betrifft, so hat er schon deutlich bewiesen, daß er dem Britischen Interesse sehr abgeneigt ist. Wir erinnern nur an die positive Weigerung, in den kürzlich vorgeschlagenen Handels-Traktat einzugehen.

Der Offizier, dessen ich eben gedachte, ist bei dem Schah sonder Zweifel besser angeschrieben, als jeder andere Engländer; und doch hat er so wenig für sich erwirkt. Diese und ähnliche Thatsachen lehren uns zur Genüge, daß Seine Majestät keine allzu große Meinung fähig, ein Europäisch diszipliniertes Heer zu unterhalten, oder dessen Einrichtungen dem Europäischen Systeme anzunähern.

Seitdem der junge König regiert, ist das unter seinem Vater Abbas Mirsa durch Englische Offiziere organisierte Corps ein zuchtloser Haufe geworden. Die Britischen Offiziere haben sich mit eigenen Augen davon überzeugt, wie sehr man eine Sache geringschätzt, zu deren Förderung sie nach Persien gekommen waren. Da alle diese Offiziere neben ihrer trefflichen militairischen Bildung auch das Persische sehr gut verstehen, so müßten ihre mannigfachen Talente einem Staate, wie Persien, von unschätzbarem Werthe seyn. Was für ein Geschäft wird man ihnen jetzt anvertrauen? Ohne Zweifel die Leitung eines ordnungsgelosten Heerhaufens, welcher Indische Stämme bekriegen soll, die wir viel lieber unabhängig, als von Persien abhängig wissen.

Herr Farrant, ein Offizier im Dienste der Hindischen Compagnie, welcher mit allen Erfordernissen eines tüchtigen Kavallerie-Offiziers große Erfahrung verbindet, sollte zu einer regelmäßigen Kavallerie in Persien den Grund legen. Kurz vor dem Tode Feth Ali's kam er nach Persien und begann sein Werk mit einer Exercirung einer Schwadron von 150 Mann leichter Kavallerie. Dieses kleine Corps war in kurzem so vorzüglich exercirt und diszipliniert, daß der jetzige König selbst den Leistungen des Herrn Farrant seine Bewunderung nicht versagen konnte. Er erklärte sogar, er wolle die Schwadron bis auf 1000 Mann verstärken; statt dessen wurden aber die Reiter bald nachher sammt ihren Pferden nach Hause geschickt, und zwar auf viele Monate, bis man sie vor einigen Tagen wieder ins Feld rief. Unterdeß waren einige Pferde gefallen, andere lahm geworden und alle in einem erbärmlichen Zustande; denn die Reiter hatten sie aus eigenen Mitteln unterhalten müssen. So zeigt die Persische Regierung bald übertriebene Verschwendung, bald äbel berechnete Sparsamkeit.

Wäre der jetzige Schah — er zählt jetzt beinahe dreißig Jahre — ein Mann von gesunder Urtheilskraft, so könnte man wohl hoffen, daß dieses Land von seinem gesunkenen Zustand allmählig wieder sich erholt — daß es nationale Unabhängigkeit bewahrt und ein nützliches Bundesgenosse Englands würde. So lange aber knabenhafte Unsäbigeit, die überall Stoff zum Argwohn auffindet und den wahren Freund von dem verkappten Feind nicht zu unterscheiden weiß, an der Spitze der Geschäfte steht, ist für dieses unglückliche Land keine Hoffnung. Mit Hilfe des gutgesinnten Englands wär es Persien leicht geworden, ein regelmäßiges Corps von 30—50,000 Mann zu organisiren, dessen Unterhaltung gewiß nicht viel mehr gekostet hätte, als die des gegenwärtigen undisciplinirten Heeres. Von einer solchen Regie geschirmt, konnte

*) Unstreitig Sir Henry Bethune.

Perfens Monarch weisame Reformen beginnen und vor Allem ein System der Abgaben begründen, welches dem öffentlichen Schatz doppelt so viel einbrachte, als bisher, ohne darum so schwer auf der Nation zu lasten. Jetzt legen die Statthalter der Provinzen dem Hofe kaum einmal Rechenschaft ab; sie schicken nur dann und wann ein Geschenk, um Ruhe zu haben.

Die Einkünfte Perfens betragen im Jahre 1836 gegen drei Millionen Toman's, also 1½ Millionen Pfd. Sterling (zehn Millionen Thaler).

Nordamerika.

Holden's Gefangenschaft unter den Wilden der Südsee-Inseln.
(Fortsetzung.)

Die Insel, wohin uns das Unglück verschlagen hatte, heißt bei den Eingeborenen Tobib und ist den Seefahrern unter dem Namen Lord North's Insel bekannt. Sie liegt zwischen dem 11ten und 12ten Grad N. Breite unter 131 Grad 20 Minuten O. Länge. Sie wird zuweilen unter dem Namen Devil's Island oder Johnson's Island erwähnt, und alle Seefahrer hatten bisher angegeben, sie wäre unbewohnt. So viel wir später aus den Reden der Eingeborenen entnehmen konnten, waren noch nie weiße Männer hier gewesen. Aus dem Umstande jedoch, daß diese Wilden Eisenwerkzeuge besaßen, und aus manchen anderen Anzeichen vermutheten wir, daß sie mit Spaniern und Portugiesen in der Nachbarschaft einige Verbindung unterhalten müßten. Wie um die meisten Südsee-Inseln, so läßt auch um diese ein Korallenriff, dessen Breite von einer achtel bis zu einer halben Meile beträgt. Jenseit des Riffes ist die See unergründlich tief und vom klaren blauen Wasser, wie mitten auf dem Meere. An mancher Stelle kräutete sich das größte Schiff der Küste bis auf eine Viertelmeile nähern. Die Insel ist wenig über die Meeresebene erhaben und so flach, daß die Wellen mit der Küste weit landeinwärts rollen. Ihre Länge beträgt ungefähr 2, ihre Breite nicht ganz eine halbe Meile.

Die Hautfarbe der Inselbewohner ist kupferroth, allein bei weitem heller, als die Haut der Malaien und der Pelew-Inulaner. Mit den Letzteren jedoch hatten sie die größte Aehnlichkeit durch ihre breitgedrückten Gesichter, ihre hervorragenden Backenknochen und ihre geplätteten Nasen. Sie haben die Unart nicht, die unter den meisten der Südsee-Inulaner im Schwange geht, ihre Zähne durch das Kauen eines scharfen Stoffes zu färben; dafür haben sie aber auch ein mächtiges Gebiß, womit sie auf den ersten Anblick eine Kolosnuss zerhacken.

Die Kolosnuss macht den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung aus. Ab und zu glückt ihnen ein Fischfang; doch hat er ihnen während unseres ganzen Aufenthaltes immer nur wenig abgeworfen. Ihre Fischereien sind aus Schildkrötenhäute gemacht und sehr ungeschickt eingerichtet; wenn wir ihnen unsere Fischangeln anboten, waren sie nicht dazu zu überreden. Sie legten den Angelhaken ins Feuer und glühten ihn, so daß er die Krümmung verlor und keinen Fisch mehr festhielt. Der Yarris (ihre Gottheit), sagten sie, würde böse werden, wenn sie sich unserer Angelhaken bedienten, ohne sie vorher gehörig zu reinigen. Manchmal sind sie so glücklich, eine See-Schildkröte zu erhaschen; von diesem Thiere haben sie eine besondere Verehrung und halten es beinahe für heilig. Auch pflanzen sie und ärdten ein Knollengewächs, das mit den Yam's Aehnlichkeit hat, aber nur in geringer Menge; auch mikrieth die Kernte während unseres Aufenthaltes beständig. Auf diese wenigen Mittel beschränkt sich ihr erbärmlicher Unterhalt; er reicht gerade hin, daß sie nicht wirklich Hungers sterben, aber sie sind immer nahe daran, aus Darben die weiße Zeit ihres Lebens. Wenn Einer unter ihnen aus Mangel an Nahrung krank wird und hinfällt, so daß sein Tod sich vorhersehen läßt, dann verstoßen sie ihn aus ihrer Gesellschaft und geben ihn unbarbarisch dem Hungertode preis.

Während unseres Verweilens auf der Insel ereigneten sich mehrmals Erdbeben, wovon einige sehr bedeutend waren. Die Wilden gerietben dabei in große Angst, hielten ihre Kinder still sein und nicht weinen, und sprachen unter einander: Tsohib tuh Yarris, Tobih yetthamen, d. i. „Yarris kommt und Tobih wird versinken.“ Auch Donner und Blitz erregten ihnen große Furcht; sie sprachen dann wohl: Yarris tih-trih, d. i. „Yarris redet.“ Neugierig wäre ich gewesen, zu sehen, wie sie sich bei einer Sonnen- oder Mondfinsterniß benommen hätten; aber es ereignete sich die Zeit über keine.

Ihre Feuer zünden sie, wie es auf den Südsee-Inseln gewöhnlich geschieht, durch Reiben zweier Holzstücke. Eine Schindkröte oder sonst ein Stück Fleisch, wenn sie so glücklich sind, etwas dergleichen zu erwischen, ihre Yam's und Kolosnüsse braten sie unter heißen Steinen in der Erde. Doch muß ich bemerken, daß, so lange ich unter ihnen lebte, zu jeder Zeit irgendwo auf der Insel ein brennendes Feuer unterhalten wurde, so daß nie die Nothwendigkeit eintrat, es sich auf jene Weise zu verschaffen.

Auf ihr Hauptbar setzen sie die größte Eitelkeit, verwenden viel Pflege und Sorgfalt darauf und waschen und reinigen es beinahe täglich. Zwar färben sie es nicht, wie viele Südsee-Inulaner thun, aber sie schmieren es mit Kolosnussöl, so daß es in feinen, glänzenden Zotteln bis auf den Bauch herabhängt.

Wenn Zwei sich begrüßen, so schlingen sie die Arme um einander und berühren sich mit den Nasenspitzen. Dies ist auch auf vielen anderen Inseln gebräuchlich.

Wenn die Kinder ihre Aeltern anreden, so geschieht dies nicht mit einem Worte, welches etwa Vater oder Mutter bedeutete, sondern sie rufen die Aeltern bei ihrem eigenen Namen. Die Aeltern geben mit den Kindern auf dem Fuße der Gleichheit um, und die Kleinen betragen sich im Ganzen ziemlich gut, außer etwa, wenn sie zu essen verlangen.

In Gegensatz zu den glücklichen Pelew-Inseln, ist dieses Eiland

so armelig und abscheulich, wie nur irgend eines auf Erden. Es trägt keinen ansehnlichen Baum, kein ordentliches Gewächs, als Kolospalmen, und auch diese so verkümmert, so niedrig und verkrüppelt, daß sie nur wenig Nüsse tragen. Von diesen Kolosnüssen und von einer Art Fische, die man zuweilen an der Küste fängt, müssen diese Wilden Jahr aus Jahr ein leben.

Dafür sind sie auch unter den Menschen, was ihre Insel unter den Ländern ist. Feig und knechtisch, aber zugleich böchlich wild, tödtlich und grausam, vereinigen sie in ihrem Charakter, ihrer Lebensweise, in ihren Gewohnheiten, Sitten und Tugenden Alles, was an der Menschheit Ekelhaftes und Häßliches seyn kann. Und wie gesagt, zu unserer Verwunderung fanden wir, daß die Weiber es an Grausamkeit, Bosheit und Verwilderung den Männern weit zuvorthun. Tausendmal hätten uns die Weiber zu Tode gequält und zerrissen, wenn die Männer uns nicht aus Mitleid in Schutz genommen hätten. Die Trägheit und Indolenz dieses Völkchens übersteigt allen Glauben; selbst die Furcht vor dem Hungertode bringt sie nicht dahin, daß sie sich anstrengen und sich die geringste Mühe geben, obwohl sie mit wenig Arbeit zur rechten Zeit und am rechten Ort ihren Zustand unvergleichlich verbessern könnten.

Auf diesem elenden Eilande brachte Holden mit Einem seiner Gefährten beinahe zwei Jahre zu. Vier von den Amerikanern und zwei von den drei Pelew-Inulanern, die von Sandelkhouap mitgeführt waren, erlagen den Qualen und dem Mangel, den sie hier zu erdulden hatten. Da erschien eines Tages ein Englisches Schiff, die „Sabina“, Capitain Sommes, im Angesichte der Insel, auf welcher die Amerikaner seit zwei Monaten gefangen waren. Man vermochte die Wilden, gegen das Versprechen eines bedeutenden Gesentes an Eisen und anderen für sie werthvollen Dingen, zwei von den Gefangenen an Bord des Englischen Schiffes zu fahren. Es waren dies der Capitain Barnard und einer von der Mannschaft, Namens Rollins. Das Schiff lag dann noch drei Stunden in der Nähe der Insel, und vergebens erwarteten die unter den Wilden zurückgebliebenen Amerikaner, daß man einen Versuch in Güte oder Gewalt zu ihrer Beireiung machen würde. Das Schiff segelte endlich fort und hinterließ den Eingebornen etliche Eisenwerkzeuge, so wenig, daß die armen Verlassenen deshalb aufs neue die härtesten Grausamkeiten erdulden mußten. Als Holden zwei Jahre später aus seiner Gefangenschaft glücklich entkommen war, erfuhr er zu Lima, daß der Englische Schiff-Capitain sich damit zu entschuldigen versucht habe, es sey ihm unmöglich gewesen, mehr zu thun; die Sache würde ihm mindestens 24 Stunden Zeit gekostet haben, während an Bord bereits Mangel an Trinkwasser herrschte und die Mannschaft täglich nur kleine Portionen an Getränk empfangen konnte; auch hätte seine Mannschaft, größtentheils aus Spaniern und Malaien bestehend, nicht Lust gehabt, mit den Wilden anzubinden, und er hätte auf ihren Gehorsam nicht sicher rechnen können. So viel ist gewiß, daß das Verfahren der Herren Capitains Sommes und Barnard bei dieser Gelegenheit keinesweges gerechtfertigt erscheint, und daß Beide es ihrem Charakter und ihrer Ehre schuldig wären, genügende Erklärungen zu geben. Wenn Capitain Barnard den Engländer nicht bewegen konnte, sich der Verlassenen anzunehmen, wenn er ihn nicht bewegen konnte, die Wilden mindestens durch ein reicheres Geschenk zu begütigen, so hätte er doch mindestens nach seiner Rückkehr in civilisirte Länder alles Mögliche ausbieten sollen, seine Gefährten aus einer Gefangenschaft zu erretten, aus welcher nur zwei, nach zwei traurig verbrachten Jahren und nach dem Tode aller Uebrigen, durch einen unvorhoffen Glückesfall errettet wurden.

Die Menschen, in deren Gesellschaft (wenn ein solcher Zustand den Namen einer menschlichen Gesellschaft verdient) die unglücklichen Amerikaner zurückgelassen waren, lebten, wie gesagt, auf einem von der ganzen Welt abgeschiedenen Fleckchen Landes. Es waren ihrer nach Holden's Schätzung 3 bis 400, in drei kleine Dörfer vertheilt. Gott mag wissen, seit wie langer Zeit dieses Völkchen, von allen seinen Stammgenossen getrennt, sich auf dieser Insel fortgepflanzt hatte. Sie wußten von der ersten Niederlassung ihrer Vorfahren nichts zu sagen; auch keine Spur von Tradition war vorhanden. Von Zeit zu Zeit durch Hungersnoth desfallen, — wie denn auch während Holden's Anwesenheit der Mangel beinahe ein Viertel ihrer Zahl hinweggraffte — konnte die Bevölkerung sich nicht vermehren, und so hat dieses Geschlecht vielleicht Jahrtausende auf einem und demselben Fleck sein halbthierisches Daseyn hingebracht. Von der Existenz anderer menschlicher Wesen schienen sie nichts zu wissen, außer daß dann und wann Europäische Schiffe vorüberzogen und Kolosnüsse gegen Eisen austauschten. Dreimal in sehr langen Zwischenräumen waren Fremde an die Insel verschlagen worden, und die Erinnerung an diese Ereignisse pflanzte sich durch Tradition unter ihnen fort. Der Erste von diesen Dreien war ein Kupferfarbiger, wie sie selbst; sie nannten ihn Veeter Kart; er hatte ihnen gesagt, daß er von Ternate hergekommen sey; er hatte sie ihre Religion und ihre Künste gelehrt und sein Leben unter ihnen beschloffen. Die zweite Geschichte dieser Art betrifft einen Mann, der ganz allein von einer fremden Insel aus Nordwesten zu ihnen gekommen sey, einen Korb mit Larrow-Wurzeln mitgebracht und ihnen gezeigt haben soll, wie man diese Frucht bauen könne; auch dieser blieb bis zu seinem Tode bei ihnen. In der dritten Geschichte sind es drei Männer und drei Weiber, die in einem Kanoe von einer anderen Gegend her zu ihnen kamen, nach einiger Zeit wieder wegzuhren und drei Personen von der Insel mitnahmen.

Die Insel ist ein bloßer Korallenfels, mit einer dünnen Sandlage überdeckt, und trägt einige Kolospalmen und Brodfrucht bäume. Aber während Holden's Anwesenheit starben die Brodfruchtbäume ganz ab, und ein Sturm, der die Kolospalmen niederwarf, führte auch an dieser Frucht einen bitteren Mangel herbei. Früher hatte die Fischerei meistens einen günstigen Ertrag geliefert, aber seit einiger Zeit hatte sie aus unbekanntem Grund fast ganz aufgehört. Fünf- oder sechsmal ereignete es sich, daß man Schildkröten fing. Vom Vetterbau verstanden sie nichts, als

den kümmerlichen Anbau des Corri, — so heißt bei ihnen eine Gattung der in Polynesien so häufig als Nahrungsmittel gebräuchlichen Tarrow-Wurzel. Der Ort, wo diese Frucht gezogen wurde, war eine künstliche Vertiefung in der Mitte der Insel; dahin schafften sie das beste Erdbreich, mit Farnkräutern und Laub vermischt. Durch die Felsen hinabstürzendes Wasser verlich der Stelle die nöthige Feuchtigkeit. Die Arbeit Holten's und seiner Gefährten bestand nun darin, daß sie das Dünger-Erdbreich in Gefäßen von Kotospalmenblättern dorthin schafften und dann, wenn die Saat geschehen war, mit ihren Fingern den Dienst einer Egge versehen und den Schlamm darüber umstürzen und umwälzen mußten. Wenn man die Wurzel zum Essen zubereiten wollte, so scharrte man ein mächtig tiefes Loch in den Boden und machte darin Feuer, wie in einem Ofen, indem man den Boden mit Brennmaterial bedeckte, dasselbe anzündete und eine Lage Steine darüber legte, so daß das Feuer nicht flammen, sondern schwebeln konnte. Wenn dann die Steine recht durchglüht in der heißen Asche lagen, stellte man die Wurzelstücke, die man gar machen wollte, in Kotospalmenblättern, worin man ein wenig Wasser goß, über die Steine, bedeckte sie mit Kotospalmenblättern und schüttete über das Ganze noch eine Schicht Sand. Fische röstete man ganz einfach über den heißen Steinen. Schildkrötenfleisch wurde bald auf die eine, bald auf die andere Manier zubereitet. Die größten Thiere, die es auf der Insel gab, waren Ratten und Eidechsen, aber auch im bittersten Hunger konnten sich die Wilden nicht entschließen, sie zu essen. Dagegen war Ueberfluß an Mäusen, Fliegen und noch viel ärgerem Ungeziefer, wovon manches eingefangen und mit Aporet gegessen wurde. Zuweilen ließ sich ein Seevogel in der Luft oder am Strande blicken, aber auf der Insel selbst gab es kein größeres geflügeltes Geschöpf als Fliegen. Das Hauptgetränk bestand in Kotosmilch; durch den Felsen sickerte hier und da bräunliches Wasser. Regenwasser aufzubewahren, war dem Völkchen nie eingefallen.

Ihre Hütten bauten sie auf zweierlei Manier. Zu den besseren legte man das Gerüst auf folgende Weise: Zwei zubehauene große Hölzer, jedes aus einem Stamm und zwei Zweigen, ungefähr in Form eines Y bestehend, werden einander gegenüber in den Boden gesteckt. Dann legt man zu beiden Seiten Holzstämmen darüber, die von einer Gabel bis zur anderen reichen, und befestigt sie an beiden Seiten mit Stricken, die aus der inneren Hülse des Kotosmilch gedreht sind. Abwärts von diesen horizontal liegenden Balken gehen andere zum Boden herab und bilden die Wand, darüber aber werden noch andere schief aufwärts gestellt, so daß sie in einem Winkel zusammenlaufen und ein Dach mit einem Giebel bilden, dessen schiefe Seitenfläche bis auf zwei oder drei Fuß über der Erde hinabreicht und der Luft von unten den Zugang ins Innere frei läßt. Dieses Dach wird auf ziemlich plumpe Weise mit Kotosblättern bedeckt. Die kleineren Hütten sind bei weitem nicht so künstlich gebaut; man treibt zwei Reihen Pfähle in den Boden, so daß sie etwas schief gegen einander geneigt stehen und zu je zweien sich kreuzen; die oberen Enden werden an eine Stielstange zusammengebunden. Die beiden offenen Enden werden dann gleichfalls durch Pfähle geschlossen; nur am einen Ende bleibt eine Oeffnung so groß oder so klein, daß man hinein- und heraustrischen kann. Zuletzt wird die ganze Kabane zur Noth mit Blättern überdeckt.

Ihre Kanoes hüllten sie aus dem Stamme des Brodfruchtbaumes, zuweilen auch aus einer anderen Art von Baumstämmen, die ziemlich eben so aussehen, aber nicht auf der Insel selbst wachsen, sondern als Treibholz an den Strand schwimmen. Sie bedienen sich bei ihrer Schiffahrt dreieckiger Segel, die aus Matten von dem Laube eines Baumes bereitet werden, den sie Soof nennen. Den Mast befestigen sie mit Stricken, die aus den Fasern von der inneren Schale der Kotosmilch gedreht sind, so daß der eine Strick von der Spitze des Mastes zum Hintertheil, der zweite zum Vorderbug, der dritte seitwärts geht. Die Tau, woran das Segel gezogen wird, sind aus demselben Stoffe bereitet.

Ihre Waffen sind von der rohesten Art und bestehen lediglich aus Keulen, die gänzlich form- und schmucklos, und aus Speeren, die plump zugespitzt und mit Haifischzähnen besetzt sind. Die Männer tragen statt aller Kleidung eine Art Binde oder Schärpe, etwa fünf Fuß lang, um die Lenden befestigt; sie heißt Ketwei und ist aus den Rindenzustern des Baumes Curramung bereitet, die sich in Fäden aus einander ziehen und dann zusammenknüpfen und rund zusammenwinden lassen. Wenn dies geschehen ist, so wissen die Weiber es an einem hölzernen Gerüst, welches bei ihnen die Stelle eines Webestuhles versteht, zu einem biegsamen und dehnbaren Zeug zu verarbeiten. Die Weiber tragen eine Schärpe von gefalteten Palmblättern. Beiderlei Kleidungsstücke wissen sie mit einer Substanz, die aus einer Wurzel gewonnen wird, gelblich zu färben. Den Kopf tragen beide Geschlechter unbedeckt. Holten verfertigte sich mit der erfindungreichen Geschicklichkeit eines Seemannes Hüte von dem langen Palmblatt ähnlichen Laube des Soofbaumes, dessen Blätter er, vermittelt einer Nadel von Fischgräten, mit Fäden des Curramung zusammennähte. So oft er aber einen Hut fertig hatte, nahmen die Eingeborenen ihn weg, und wenn sie sich an dem neuen Ding satt gestreut hatten, rissen sie es in Stücke. Gleichwohl kennen sie das Wort, welches in Spanischer und Französischer Sprache einen Hut bedeutet; ohne Zweifel haben sie es von Seefahrern der beiden Nationen gelernt. Armbänder von Schildkrötenchale gelten für ein ausgefuchtes Stück weiblichen Putzes. Die Nase wird mit kleinen Ornamenten besetzt, dagegen sind Halsbänder Mode; sie bestehen aus glänzenden Stücken von Kotoschale, die an einem Faden aufgereiht werden. Zuweilen werden Schalen der weißen Meer-Muschel, die man am Strande findet, mit auf den Faden gezogen, so daß immer zwei weiße und zwei schwarze Dinge im Halsband mit einander abwechseln. Sie durchbohren sich den Ohrknorpel und dehnen die Oeffnung mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen zu einer ungeheuren Weite aus; dann hängen sie Gras und allerlei Blätter hinein, manchmal stecken sie auch einen hölzernen Zierstab hindurch, welcher an der vorderen, dem Gesicht

zugekehrten Seite mit Farben bemalt ist. Zuweilen binden sie sich Kränze von einer Blume, die der Klatschrose gleicht, oder von Kotosblättern um den Leib. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Gustave's Lebensgeschichte.

(Nach französischer Darstellung *).

Die alten Hirten des Thales können sich kaum mehr der Zeit erinnern, da der Gipfel des Kaukasus zuletzt mit Schnee bedeckt war. Damals, als sie sich eines Morgens von ihrem Lager erhoben, um ihre Heerden quer über die Ebenen zu führen, sahen sie, wie sich der Gipfel dieses stolzen Berges in einem weiten Schneemantel gehüllt hatte, so daß er fast ausah, wie das Haupt eines ehrwürdigen Greises. In diesem Augenblick erblickte der erste Schimmer des Tages den Horizont.

Um diese Stunde verließ ein frommer Eremit seine Höhle, die die kunstreiche Hand der Natur für ihn in einem Abhang des Berges gegraben hatte. Seine Fußspuren blieben in dem frisch gefallenem Schnee zurück. Die Kälte war empfindlich, und er ging unaufhaltsam weiter, bis er plötzlich mit dem Fuße an etwas stieß; er untersuchte den Gegenstand mit der Spitze seines Wanderstabes, indem er den verblühenden Schnee abstreifte, und erblickte eine Frau, die im vollen Glanze der Jugend und Schönheit prangte. Der Reichtum ihrer Kleider deutete an, daß sie einer vornehmen Familie angehöre.

Er war alsobald bemüht, ihr aufzuhelfen und sie in seine Höhle zu führen. Hier warf er einige Stücke Holz auf das glimmende Koblenfeuer des Herdes und reichte ihr stützende Arznei, so schnell als es die Kräfte des fast hundertjährigen Greises nur irgend vermochten. Nach und nach erholte sich die Unbekannte, durch die erwärmende Flamme wohlthätig erquickt, und mit einem Blicke der innigsten Dankbarkeit drückte sie die Hand ihres großmüthigen Wohlthäters. Einen Augenblick glaubte sie sich gerettet, aber eine Krise, die durch ihren Zustand auf dem Felsen schon vorbereitet worden war, trat ein, und sie genas, in Gegenwart des Himmels und eines Priesters, von einem kleinen und überaus schwächlichen Kinde.

„Armes Wesen!“ seufzte die Mutter, „das nur darum so vorzeitig in die Welt tritt, um mich zu tödten!“ Und mit diesen Worten bedeckte sie das Kind mit ihren Thränen und Küffen. Darauf wandte sie sich zu dem Greise und sagte: „Ich hege Vertrauen zu Euch, würdiger Vater! Darum glaube ich fest, Ihr werdet meine Bitte erfüllen. Mein Sohn ist ein jüdisches Kind; ich bin aus Komno, bringt ihn in meine Heimath, damit er dort, wie ich, in dem Glauben meiner Väter auferzogen werde.“ Und kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie auch ihren letzten Seufzer aushauchte. Der erste Schrei ihres Kindes, den sie gehört, hatte sie getödtet.

Am folgenden Tage hatte der Einsiedler des Kaukasus ein Grab in der Nähe seiner Einsiedelei gegraben; er begrub hier die unglückliche Unbekannte, die nicht mehr Zeit gehabt hatte, ihm ihren Namen zu nennen, und sprach bei dieser frommen Handlung Worte des Friedens. Unter den Kostbarkeiten, welche sie getragen hatte, befand sich auch ein Armband, in welches die drei geheimnißvollen Buchstaben J. i. S. gravirt waren. Der fromme Mann verbarg dasselbe sorgfältig, um es der armen Waise einzubehalten, wenn diese alt genug seyn würde, um ein solches Vermächtniß benutzen zu können.

Das Kind gedieh herrlich; Dank sey es den Hirten des Thales, die es mit ihrer Hirtenmilch nährten, und obgleich von schwächlichem Körper, stieg der Knabe doch jeden Morgen in die Ebene hinab, wo er an den Spielen der Landleute Theil nahm. Am Tage, wenn die Sonne auf ihren Scheitel brannte, suchten sie den kühlenden Schatten auf und vergruben sich dort, indem sie eine Art ländlicher Blie bliesen, auf deren seltsame und eist widerliche Töne der Knabe mit der größten Begier hörte.

Aber der Tag der Abreise kam heran, die Wanderung nach Komno mußte angetreten werden. Der Knabe belud sich mit seinen und des Eremiten geringen Habseligkeiten, die ihm nicht schwer zu tragen wurden, und man begann die Reise. Der arme verwaiste Knabe hatte die vorübergehende Nacht am Grabe seiner Mutter zugebracht, und dort, in der tiefen Einsamkeit, waren mit ihm geheimnißvolle Dinge vorgegangen, die bisher Niemand erfahren hat, und von denen auch wohl Niemand je etwas erfahren wird. Das Einzige, was davon bekannt geworden, ist, daß er jenes kostbare Armband während der ganzen Zeit mit konvulsischen Bewegungen an sein Herz drückte und den Geist seiner Mutter beschwor, ihm die Bedeutung jener drei Buchstaben zu offenbaren, die er für die Anfangsbuchstaben des Namens seines Vaters hielt.

Um diese Zeit war ganz Rußland ein weiter Kriegsschauplatz. Die Armeen verdrängten einander und boten sich die Spitze, die Menschen wegelten sich nieder. Der greise Wanderer und sein junger Gefährte wurden bald als Spione angehalten. Man schleppte sie ohne Barmherzigkeit vor den kommandirenden General. Aber der arme Greis, ermüdet von der Länge und der Beschwerlichkeit seiner Wanderung, vermochte nicht, so schnell zu gehen, als es die jüngeren verlangten, die

*) Daß hier von keiner wirklichen Lebensgeschichte des bekannten Hohen und Großen-Virtuosen die Rede sey, braucht bei diesem Nachhabe wohl kaum hinzugefügt zu werden. Wir geben auch diese Geschichte, nicht sowohl des Gegenstandes halber, als um zu zeigen, wie weit die Gründungsgründe eines französischen Journalisten reicht, der aus wenigen einfachen Thatfachen, die ihm vielleicht aus dem Leben des mehr durch sein Neugieriges als durch seine Schicksale interessanten Mannes bekannt geworden sind, ein romantisches Wundergeschichten zu machen weiß. Ähnliches ist auch Voltaire widerfahren. Einige grobe Verstöße gegen Pöbel- und Völlerei dürfen bei einem französischen Journalisten nicht anfallen; so macht er z. B. aus dem Kaukasus einen einzigen Berg und verlegt den Aufenthalt des russischen Fürsten Gailmon — wahrlich, beinahe wegen der Ähnlichkeit des Namens mit Gailmon — nach Petersburg.

zum Gefangenen gemacht hatten, er wurde also an den Schweiß des Pferdes befestigt. Als sie vor ihrem Richter erscheinen sollten, sahen diese nur noch einen Gefangenen zu inquiren; der andere war bereits ein entstellter Leichnam. Da das Kind eine ihm nicht verständliche Sprache redete, rief der General einen Dolmetscher herbei, der ihm die Antworten des Kindes übersetzen mußte. Der arme Junge, ganz in Schmerz über den Verlust seines Pflegevaters aufgelöst, begann bereits die Geduld seines Richters zu ermüden, als der Dolmetscher, dem das Unglück der armen Waise Theilnahme einflößte, diesen endlich zum Sprechen bewog.

Von Fragen gedrängt, erzählte er, was er wußte, von dem Beginn seiner Reise, bis zu dem unglückseligen Augenblick, der seinem Gefährten den Tod gebracht hatte. Als der General sah, daß er durchaus seinen Spion vor sich habe, wollte er ihn zum Mitgliede des Musikkorps eines seiner Regimenter machen; als er aber bald darauf einsah, daß dem jungen Mann auch die geringsten musikalischen Kenntnisse abgingen, gab er diesen Plan auf und machte ihn zum Bedienten des Dolmetschers.

Dieser Dolmetscher nannte sich Uli Guskoff, und von diesem Augenblick an hatte die arme Waise einen Namen. Als der Friede wieder hergestellt war, widmete sich Joseph Guskoff, auf Anrathen seines Wohlthäters, der Musik. Joseph war mit einem so großen und angenehmen Talente begabt, daß er, ohne eine Note zu kennen, sich bald durch seinen Vortrag vor allen anderen wandernden Musikern unterzeichnet, die ihre Konzerte, wie er, zur Nachtzeit auf öffentlicher Straße gaben.

Sein Ruf war so groß und so weit verbreitet, daß, als er in Lembez, der Hauptstadt Galliziens, sich aufhielt, der Fürst Galligon ihn ermahnte, in einer von ihm veranstalteten großen Soirée sich hören zu lassen. Joseph Guskoff erschien lange nach der anberaumten Stunde. Die Ursache dieser Verspätung war das eben so plötzliche als unerwartete Verschwinden seines Wohlthäters, des Dolmetschers; Joseph hat seit jenem Abend nichts wieder von ihm gehört.

Als er in den Saal trat, ward er mit aufmunternden Worten empfangen. Der Fürst selbst nahm ihn bei der Hand und stellte ihn der Gesellschaft vor. Jeder der Anwesenden stand da mit unbedecktem Haupte; der Künstler allein hatte, mit dem Gewande der Polnischen Juden bekleidet, eine Mütze auf dem Kopfe, unter welcher sich eine Fülle glänzend schwarzer Locken hervordrängte. Seine außerordentliche Stärke und seine schwächliche Gestalt erwarben ihm gleich Anfangs die Theilnahme aller anwesenden Frauen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, jedes Ohr war bereit, ihn zu hören. Joseph öffnete das Kästchen, in welchem seine Röhre lag. Eine Bewegung der Neugier gab sich in der ganzen Gesellschaft kund, als der Fürst, der dem Künstler immer zur Seite war, sich bückte, um einen Gegenstand zu betrachten, der auf dem Boden jenes Kästchens lag. „Was ist das?“ fragte der Fürst den Musiker, indem er auf einige kleine Stüchchen Holz deutete. — „Es sind Zweige von der Stomocera-Pflanze, die ich am Fuße des Kaukasus gepflückt habe.“ — „Und dies?“ fragte der Fürst weiter, indem er einen anderen Gegenstand bezeichnete. — „Das sind einige Reste von dem Stroh, aus welchem das Lager bestand, auf dem ich zur Welt gekommen bin; es war der unheilvolle Tag, an welchem diejenige starb, die mich gebar!“ Als Guskoff dies sagte, bedeckte er sein Gesicht, um seine Thränen zu verbergen.

„Es sind also zwei Zeichen der Erinnerung an Eure Kinderjahre, Holz und Stroh, die Ihr so sorgfältig aufbewahrt? Das gefällt mir wohl.“

„Für mich ist es von noch größerer Bedeutung, mein Fürst!“ fuhr Guskoff fort. „Es ist ein Instrument, dessen Zusammensetzung mich die Geister in jener Nacht lebten, als ich Abschied vom Grabe meiner Mutter nahm.“

„In der That!“ unterbrach ihn der Fürst, nicht weniger erstaunt, als diejenigen, welche einen Kreis um Beide geschlossen hatten. „Und wie nennt Ihr das Instrument?“

„Ich nenne es nach den drei Buchstaben, in welchen das Geheimniß meines Lebens verborgen ist, nach jenen drei Buchstaben, die in dieses Armband gegraben sind, das mich selbst in der Todesstunde nicht verlassen wird; denn diejenige, von der es stammt, ist meinem Herzen theuer, und die sanften Tröstungen, die mich bei dem Anblick desselben ergreifen, thun meinem aufgeregten Gemüthe wohl!“ Und bei diesen Worten schlug er den Aufschlag seines linken Armes zurück, und man erblickte gleich unter dem Handgelenk ein goldenes Armband mit der Aufschrift J. i. S.

„Aus diesen drei Buchstaben habe ich die drei Worte Jerova i Salamo gebildet. So nenne ich mein Instrument. Jetzt, da ich Ihnen Alles gesagt habe, was ich sagen konnte, jetzt fragen Sie mich nicht mehr.“

„Wenn ich Euch aber hätte“, fuhr der Fürst fort, „uns die Töne jenes Instrumentes hören zu lassen, würdet Ihr es mir abschlagen?“

„Ich würde geborchen!“ entgegnete Guskoff, und augenblicklich ergreif er die einzelnen Stüchchen Holz und Stroh und lockte mit Hilfe zweier dünner Alpfel, womit er abwechselnd auf das Holz und das Stroh schlug, bis dahin nie geübte Töne hervor. Man hätte glauben sollen, daß die Stimme eines Engels in dieses Stroh gebannt sey, daß ein leiser Wind durch die Saiten einer Geisterharfe jitzere. Jedermann stand vor Erstaunen unbeweglich. Als Guskoff geendet hatte, sank er zu Boden.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, befand er sich in seinem Zimmer, auf seinem Bette. Auf seinem Tische fand er mehrere Empfehlungsbriefe nach Berlin, Petersburg und Frankfurt a. M. Daneben lag eine gefüllte Geldbörse. Die Röhre war aus seinem Kästchen ver-

schwunden; es umschloß nur sein wunderbares Instrument. Guskoff begriff, daß dies hinreichend sey, ihn bekannt zu machen, und er begann seine Wanderung.

In Berlin war der Entzückung, den er erregte, so groß, daß die Damen nicht müde wurden, seinen hinreißenden Tönen zu lauschen, und daß sie, um das Andenken daran länger zu bewahren, sich eine geraume Zeit à la Guskoff isirten.

In St. Petersburg machte er so großes Glück und gefiel so allgemein, daß man ihn dauernd zu fesseln suchte und ihm die glänzendsten Anerbietungen machte. Guskoff wies Alles mit der größten Bescheidenheit, aber auch mit ungemeiner Festigkeit zurück, weil er, wie er sagte, seine Sendung erfüllen müsse.

Als er in Frankfurt a. M. angekommen war, ließ ein sehr vornehmer Diplomat ihm zu Ehren einen Ball veranstalten und lud ihn dazu ein. Die Uhr zeigte bereits Mitternacht, und Guskoff war noch immer nicht erschienen. Am anderen Morgen begab der Edelmann sich in die Wohnung des Künstlers, um nachzusehen, ob er vielleicht krank geworden sey. Guskoff antwortete: „Mein Herr, ich habe erfahren, daß Sie im zweiten Stock wohnen, und ich habe die Gewohnheit, mein Instrument nicht höher als bis in die Velle-Etage eines Hauses zu tragen.“

Von Frankfurt schlug Guskoff den Weg nach Paris ein, wo er sich gegenwärtig befindet und sich öffentlich hören lassen will. Kein Mensch weiß, wie alt er ist; er ist vielleicht hundert Jahr alt, und sieht doch aus, als hätte er kaum das Viertel dieses Alters erreicht. Seitdem er sich auf der Welt befindet, hat er noch keine andere Nahrung zu sich genommen, als die, an welche ihn die Hirten des Kaukasus gewöhnt haben; er lebt von Milchspeisen. Er schläft völlig angekleidet, ruht niemals, betet immer; und es genügt ihm, ein Musikstück einmal zu hören, um es mit einer Sicherheit und Genauigkeit wiederzugeben, die an Zauberei gränzt.

In Wahrheit, dieser Mensch ist kein eigentlicher Mensch; es ist ein tragender Geist, eine trostbedürftige Seele, die ihrem höheren Vaterlande unaufhaltsam entgegensteht. Guskoff ist ein Engel, wie Paganini ein Teufel ist; der Eine trägt den Himmel der Harmonie in sich, der Andere die Hölle der Schwierigkeiten. Den Einen führt Satan an einem Strick mit sich umher, den Anderen leitet ein Scraph, der ihn mit angenehmen Melodien umgarnet, die er einem Strohballen entlockt, den ihm der Wind entgegenführt. — Was weiß ich am Ende von ihm? — Ganz Paris, wenn es ihn gebört und bewundert hat, wird nicht mehr von ihm wissen. Er ist ein Räthsel.

Guskoff wird, sobald er uns verläßt, nach dem Kaukasus zurückkehren. Dort beschäftigt er, ganz allein, nur mit Hilfe seines Gedächtnisses, ein Instrument von ungewöhnlichem Umfange hervorzubringen, das die Musik der Sterne und die Harmonie der ewigen Sphären wiedertönt, um das Lob des Ewigen würdig zu verkünden. Dem mächtigen Instrumente, das bereits in seinem Geist ganz ausgebildet ist, wird dasjenige, das er jetzt anwendet, zum Muster dienen.

Seitdem dieser übermenschliche Plan seinen Geist beschäftigt, treibt es Guskoff mächtig nach dem Kaukasus, um dort auf dem Grabe seiner Mutter hinzuknien und bei den Klängen seiner riesigen Scraphs-Organ zu sterben, während er das Kleinod mit den drei räthselhaften Buchstaben an seine Lippen drückt. Es ist sein Wille so. Vielleicht ist es auch der Wille des Schicksals.

(L'Entr'Acte.)

Mannigfaltiges.

— Sanchuniathon in Italien. Der von Herrn Friedr. Wagensfeld ins Leben gerufene Sanchuniathon, der in Deutschland schon seit mehreren Monaten wieder glücklich verstorben ist, und dem sowohl von der Pariser Akademie als in England und Portugal so treffliche Leichenreden gehalten worden sind, ist am 9. Dezember in Italien von neuem auferstanden. An diesem Tage nämlich wurde in Mailand das letzte Heft des Ricoglitore Italiano ausgegeben, welches seine Spalten mit einem Artikel „Sulla Storia dei Fenici di Sanchoniathone“ eröffnet und damit, als eine Neuigkeit, die besaunte Aufmerksamkeit mittheilt, mit der Herr Direktor Grottesend in Hannover den Pseudo-Sanchuniathon bei dem größeren Publikum einführt. Nun, das hat lange gedauert, bevor die Neuigkeit von Hannover nach Mailand kam! Aber sie hat auch einen gewaltigen Umweg genommen, nämlich über England und Frankreich, wie der Ricoglitore selbst eingesteht, der überhaupt kein Hehl daraus macht, daß er, obwohl unter den Augen einer Deutschen Regierung erscheinend, doch noch kein Deutsch gelernt hat, denn in demselben Hefte theilt er auch einen Aufsatz über Wolfgang Menzel's Geschichte der Deutschen Literatur und Auszüge daraus — nach der Edinburgh-Review mit. Herrn Grottesend's Artikel ist ebenfalls aus dem Englischen, nämlich nach einer Version im Athenaeum ins Italienische überetzt worden; zugleich hat unser Italiener zwar durch eine in der Revue des deux Mondes befindliche Notiz einen Wink davon erhalten, daß es mit dem Sanchuniathon des Herrn Wagensfeld nicht ganz richtig sey, doch will er daran nicht glauben, da die Engländer (vermuthlich wegen ihrer nahen Verbindung mit Hannover) die Sache doch wohl besser verstehen müssen, als die Franzosen. Er ist sogar so freundlich, aus dem Schatze der eigenen Gelehrsamkeit noch einige Data in Bezug auf Sanchuniathon, die von dessen Deutschen Herausgebern übersehen worden sind, hinzuzufügen. Da diese hauptsächlich für Herrn Wagensfeld interessant seyn müssen, so unterlassen wir nicht, ihn darauf, so wie insbesondere auch auf den Wohlthätigkeit aufmerksam zu machen, den seine Pöbnißlichen Poesten im Italienischen erhalten haben.